Hier wird in Bälde eine soziale Reform einsetzen müssen, wenn man überhaupt noch ein wirkliches Familienleben pflegen will, das man überall mit vollen Backen preisen hört und das uns doch täglich mehr entschwindet. Und die neunmal Weisen, die beständig die Frau auf den engen Kreis der Familie verweisen, werden sich endlich einmal allen Ernstes die Frage vorlegen müssen, ob der einzige Weg aus dieser Misere nicht doch zur Teilung der Erwerbsarbeit zwischen Mann und Frau führt; ob die gemeinsame Arbeit an den Erfordernissen des sozialen Lebens nicht die Glieder der Familie viel stärker verbinden kann als die Ueberlastung des Ernährers und Erwerbers", die mit der völligen Entfremdung denn doch zu teuer bezahlt wird.

Die Parade der Badekostüme.

In Atlantic City, dem elegantesten Badeort der Vereinigten Staaten, hat die erste „Badeparade" dieser Tage stattgefunden, und von den Tausenden von Zuschauern, die den amüsanten Zug der eleganten Damen an sich vorübergleiten ließen, wurden die neuesten Badekostüme enthusiastisch bewundert und heftig kritisiert. Mehrere hundert Modedamen zeigten hier das Schickste und Apartste, was die Mode diesmal an Modellen für die Badesaison liefert. Wie die Badekostüme in den fashionablen Seebädern Europas sind natürlich auch diese amerikanischen Wunder der Sommermode mehr Luft- und Strandkostüme, als wirkliche Wasserkleider. Es sind richtige hochelegante Toiletten aus Pongeseide oder originellem Kräuselstoff, und sie sind diesmal in den lebendigsten südamerikanischen Farben gehalten, im Tangoton. Außer dieser bunten Lebhaftigkeit fällt die reiche Verwendung von Spitzen, Rüschen und Volants auf, die zwar nicht sehr praktisch, aber für manche Mädel der Figur, die sonst bei den enganliegenden Kleidern hervortreten könnten, sehr vorteilhaft sind. Für Ordnung und guten Ton bei der Badeparade sorgten diesmal weibliche Strandpolizisten, in hübsche blaue Uniformen und Mützen gekleidet, mit kurzen Röcken, hölzerne Knüttel am Gürtel führend und stets bereit, Delinquenten auch in das nasse Element hinein zu verfolgen. Diese Wächterinnen der Strandschicklichkeit, die im vorigen Jahre großes Gelächter erregten, haben sich so gut bewährt, daß man sie jetzt in den amerikanischen Bädern zur ständigen Einrichtung erhoben hat.

Das goldene Zeitalter der japanischen Frau.

In einer fesselnden Untersuchung beschäftigt sich Prof. S. Sassa im Japan Magazine mit einem der interessantesten Abschnitte japanischer Geschichte, mit der Heian-Periode, die vom 8. bis zum 11. Jahrhundert währte und ein wahres goldenes Zeitalter der japanischen Frau verkörpert hat. In den ältesten Zeiten, da in jedem Kampfe allein die Körperkraft entschied, führte auch in Japan der Stärkste die Braut heim, und die Frau liebte auch immer den Stärksten. Aber mit dem Heraufdämmern der Zivilisation verschoben sich allmählich die Bewertungen, Liebe und Zärtlichkeit wurden als Ergänzungen der brutalen Kraft gefordert, und feinerlich zog ein Zeitalter herauf, in dem die Geistigkeit und die geistigen Leistungen eines Mannes mehr galten als die Taten des Kriegers. Es war jene Zeit, da die japanische Frau den Höhepunkt ihrer Macht und ihres Einflusses erreichte und in der Gesellschaft eine Stellung einnahm, die der des Mannes gleich und sie in manchem übertraf. Das Urteil und die Meinung der Frau wurde zum Wertmaßstab aller Dinge. Das ging so weit, daß die jungen Mädchen nicht einem Manne zur Ehe gegeben wurden; in vielen Fällen adoptierten die Eltern eines heiratsfähigen Mädchens einen jungen Mann als Sohn und als Gemahl der Tochter. Die Männer verloren ihren Familiennamen, um den ihrer Frauen anzunehmen. Dann erbielt die Tochter einen eigenen Haushalt, vielleicht ein Landhaus, wo sie mit ihrem Gemahl lebte; der Mann ging am Morgen an die Arbeit und kehrte am Abend zu seiner Herrin zurück. Auch die Literatur jener Zeit spiegelt die alles beherrschende Stellung der Frau in der Gesellschaft. In vielen Fällen erbielten die Töchter eine Stellung, die die der Mutter überragte; in Werken wie dem „Genji Monogatari" wird sogar eine Sitte geschildert, nach der die Mütter ihren Töchtern auch nach deren Heirat noch die Kleidung lieferten. Die Frau war im Hause Herrscherin und höchste Instanz; oft kam es vor, daß die Dienstboten der Frau dem jungen Gatten gar anmaßend gegenüber traten. Der Herr Gemahl seiner Tage sah jedenfalls seinen Weg nicht mit Rosen bestreut. Als dann im 11. Jahrhundert Bürgerkriege die soziale Ordnung erschütterten und umwandelten, verlor die Frau allmählich ihre bevorzugende Stellung. „Aber," so meint Professor Sassa, „es wird nicht allzu lange dauern, und auch in Japan wird wieder ein goldenes Zeitalter der Frau erstehen."

Vom Amazonenkorps in Dahomey

und seiner Geschichte macht Lillian Whitehouse in der Sociological Review einige interessante Mitteilungen, die zeigen, wie jenes Frauenheer organisiert ward und mit der Zeit in Dahomey immer größere Bedeutung und Geltung erlangte. Die bewaffnete Macht des Negerreiches bestand anfangs aus drei Truppen. Es waren das Frauenkorps, das beim Volke den Namen „Des Königs Frauen" und „Unsere Mütter" führte, sodann eine männliche Leibgarde und schließlich die männliche Bevölkerung des Reiches, die jedoch nur eine Art Reserve bildete. Das Frauenkorps, die Amazonen, war 1729 gebildet worden; man rüstete eine Anzahl Frauen mit Waffen aus und verlieh sie mit Feldzeichen, betrachtete das Ganze jedoch als eine Art Spielerei; allein bei den Kämpfen zeichneten sich die Amazonen durch so große Verwegenheit und Tapferkeit aus, daß man beschloß, die Frauensoldaten zu einer ständigen Einrichtung zu machen. Trotzdem sie sich bis zum Jahre 1818, als Gezo die Herrschaft antrat, das Amazonenkorps hauptsächlich aus Frauen zusammen, die nach den in Dahomey geltenden Anschauungen ein Verbrechen auf sich geladen hatten, aus treulosen Frauen, sündlichen Frauen usw. Gezo verstand es jedoch, daß jeden Familienoberhaupt seine Töchter zur Bestätigung zu schicken habe; die brauchbarsten Mädchen wurden ausgewählt und dem Amazonenkorps einverleibt, es bestand also ein regelrechtes Rekrutierungssystem. Da die Frauen in Dahomey seit Generationen fast alle schwere Arbeiten verrichtet hatten, zeichneten sich die weiblichen Rekruten durch kräftige und widerstandsfähige Körperbeschaffenheit aus. Dem Volke galten die Amazonen als Frauen des Königs, sie durften bei Todesstrafe nicht berührt werden. Alle leisteten einen Eid, ledig zu bleiben; nur der König hatte das Recht, Amazonen zum Weibe zu nehmen. Die großen Eroberungen und die glücklichen Kriege, die Gezo führte, waren nach seiner Meinung so erfolgreich, weil seine Amazonen im Kriegshandwerk so erfahren und von einer rücksichtslosen Tapferkeit beseelt waren.

Ein Besuch in Isadora Duncans neuer Tanzakademie.

Hoch über dem unermeßlichen Häusermeer von Paris, auf einem malerischen Hügel an der Seine in Vésinet, erhebt sich in stiller Einsamkeit der neue Palast, den Isadora Duncan der Tanzkunst errichtet hat. Ein Mitarbeiter der „Dame" hat die köstige Prophetin Therpsichorens in ihrer Residenz besucht und sich von ihr interessante Einzelheiten über die Ziele ihrer Tanzschule erzählen lassen. Das weißstrahlende Kolossalgebäude ist ja nach ihren Angaben prächtig eingerichtet und soll den Schülerinnen sogleich die rechte Stimmung eingeben. „Das Ideal", so erzählte die Künstlerin, „das ich mir zum Ziele gesetzt habe, ist: die Schönheit der natürlichen Bewegung des menschlichen Körpers im Tanze wiederzufinden und durch ihn zum Ausdruck zu bringen. In Wahrheit liegt jede Tanzbewegung ursprünglich in der Natur selbst, und ich sage meinen Zöglingen, sie müßten sich, wenn sie auf der Bühne tanzen, immer einbilden, sie tanzen im Freien und nicht innerhalb geschlossener Mauern, und müßten wie die Bäume und der Himmel selbst danach die höchsten Schönheit und Harmonie streben. Um ihnen stets edle Bewegungen und Gesten vor Augen zu halten, habe ich in den Sälen Abbildungen von Basreliefs und Skulpturen aufgehängt, Kinder der klassischen Zeit bis auf die Kindergruppen von Donatello und selbst die farbenstrahlenden Kinder von Gainsborough aufgestellt. An diesen Kindergestalten sowie aus Zeichnungen und Büchern können sie die harmonischen Bewegungen beobachten und sich aufnehmen." Ein halbes Hundert Knaben und Mädchen werden in der vor kurzem eröffneten Tanzakademie der Duncan ihre Ausbildung erhalten. Die Kinder werden am besten mit 6 Jahren, spätestens aber im 9. Jahre aufgenommen und verpflichten sich, sie bis zum 18. Lebensjahre der Akademie anzuvertrauen. Schon im nächsten Jahre wird diese Tanzschule auch über ihr eigenes Theater verfügen, das sich im großen Hofe vor der Akademie gebaut wird und mit seinen 1400 amphitheatralisch ansteigenden Sitzplätzen ein wahres „Palais de Danse" sein wird. Hier werden allsonntäglich eine größere Anzahl von Vorstellungen gegeben werden, und Frau Duncan hofft, aus den Erträgnissen dieser Aufführungen die bedeutenden Erhaltungskosten der Tanzakademie zu decken. Die Kleinen, die aus aller Herren Länder, zumeist aus Frankreich, England und Deutschland zusammen, werden zunächst durch gymnastische Uebungen zu einer geschmeidigen Entwicklung ihres Körpers geleitet und externen so gewissermaßen die Tonleiter der Bewegungen. Erst dann beginnen die Tanzübungen, die in einem hohen, mit Spiegeln abgehalten werden; ein zweiter kleinerer Saal dient für die Uebungen der Erwachsenen. Der Nachmittag ist dann der Musik und dem allgemeinen Unterricht gewidmet.

* Die Beteiligung der Frau im Gemeindedienst. Im Deutschen Reiche sind zurzeit 2850 Frauen ehrenamtlich in der Armenpflege tätig, 1775 in der Armen- und Waisenpflege und 10 729 in der Waisen- und Ziehkinderüberwachung. Den Ausschüssen für Armen- und Waisenpflege gehören 329 Frauen an, von denen 235 stimmberechtigt sind. In der Schuldeputation sind 581 Frauen tätig, im Polizeirevier 20, in verschiedenen sozialen Aufgaben und Kommissionen 845. Akademisch gebildete Wohnungsinspektorinnen gibt es nur 3: in Halle, Charlottenburg und im Landkreis Worms, daneben einige besoldete Wohnungsinspektorinnen und eine größere Anzahl von Wohnungsinspektorinnen, die ehrenamtlich tätig sind.

Lustige Ecke.

Höhere Politik. „Interessieren Sie sich auch für Tampiko, gnädiges Fräulein?" — „Ach, — ich mag die modernen Tänze überhaupt nicht."

Sie hat das Wort. „Papa, was ist das, ein Monolog?" — „Wenn ich eine Besprechung mit der Mama habe."

Gebirgstour. Erster Tourist: „Famos geschlafen, von Ungeziefer habe ich nichts gemerkt!" — Der zweite: „Ich auch nicht!" — Der dritte (seufzend): „Na, da muß bei mir im Bett wohl Generalversammlung gewesen sein!"

Der ideale Gatte. „Gehst du heute abend mit aus?" — „Nee, mir ist so mües, da bleibe ich bei meiner Frau!"

Abends. „Hortense, weißt, was mir eben einfällt? Heute ist ja unser Hochzeitstag." — „Du hast auch deine guten Einfälle immer erst, wenn die Läden zu sind!" (Lustige Blätter.)

Gut angebracht. „Da fällt mir ein . . .", sagte Mrs. De Style. „Nun?" „Wissen Sie nicht irgendeine arme Person, die für meine alte Lorgnette Verwendung hätte?"

Weitsichtig. Maud: „Roberts Aufmerksamkeiten scheinen dir zu gefallen. Warum heiratest du ihn nicht?" — Marie: „Weil mir seine Aufmerksamkeiten gefallen."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 24.
„Urteil".

Richtige Lösungen gingen ein 24. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 41. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau Martha Ludwig, Otto Metzel, Paul Knickell, Ernst Göpe, Willy Thiele, Frau Hagemann, G. Grunicke, Marta Leidel, Bertha Peter, Paul Rilius, Gustav Bierbrauer, Robert Diedrich, Karl Sander, Gotthold Weschke, Kurt Linke, Paul Kupetz;

von auswärts: F. Heergeselle, Zörbig, Julia Blaskuska, Ernst Krause, Cannern, Albert Fuhrmann, Canena, Oskar Dietrich, Wermigerode, Frau B. Brandt, Mücheln, Marie Kreutzmann, Nietleben, Lina Oertel, Breslau.

Die Prämie: Agathens Geheimnis, Roman von Lewin Schücking

entfiel auf **F. Heergeselle,** Zörbig.

Charade.

Ein Brei zuerst der Kindern mundet,
Dann was du nennst im Alphabet.
Das Drittel und Viertel kennst du sicher,
Da es wohl täglich dir sich bietet.
Doch wenn der Ganze stand' vor dir,
Blieb' gern ich, Freund, zum Zechen hier.

Prämie: „Halloria", ein Saale-Roman von Dr. Funke.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis mittags **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Variants-Problem von Loyd.

Weiß. (5+4)

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt. (Nimmt man Se1 fort, erfolgt Matt in 4 Zügen, nimmt man noch Bb2 fort in 5 Zügen).

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 24.

Dreizüger.

W. Kh4, Dh2, La2, 8, Se5, 7, Te3, Ba4, d2;
Schw. Kf6, Td4, Ba5, e4.)

1. Te3—e4 ; Td4—; ; 2. d4!
1. . . . . Td2; ; 2. Tf4+.
1. . . . . Ke5; 2. d4.
1. . . . . Ta4; ; 2. Df6+.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 25 | **Halle a. S., Sonntag, den 21. Juni** | **1914**

Niemals magst du reinen Mutes
Schönes bilden, Gutes tun,
Wenn die Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruhn!

Emanuel Geibel.

Die Schuld der Frau Wiedengert.

Eine einfache Geschichte von **Hedwig Reymann.**

Sinnend erhob sich Frau Wiedengert von ihrem einsamen Morgenfrühstück. Ihre feinen, leicht abwärtsgebogenen Mundwinkel zuckten, um ihre schönen, schmalen Brauen, wetterleuchtete es, aber ihre Augen blickten starr, gleich denen einer Nachtwandlerin.

Tastend griff sie ins Staubtuchkörbchen, das unter der Zeitungsmappe hing, und begann ihr Werk in dieser kleinbürgerlich-altmodischen Stube, die im vierten Stock einer großstädtischen Mietskaserne wunderlich genug anmuten mochte.

Es hatte Zeiten in Frau Wiedengerts Leben gegeben, wo sie es sich nicht hätte träumen lassen, daß sie noch einmal, wie eine vermögende Frau, im netten Morgenrock, con amore würde Staub wischen können, und dankbarlich empfand sie diese Tätigkeit als Würde. Manchmal schoß ihr die Freude darüber, wie ein blitzendes Fischlein an den lichten Wasserspiegel, in das Bereich klaren Denkens. Dann kam etwas Zärtliches in die unzerstörbare Anmut ihrer Bewegungen, über die sich der selige Wiedengert noch im Bilde, aus seinem ovalen Rahmen heraus zu freuen schien, als wolle er, wie so oft zu Lebzeiten sagen: „Meine liebe Guste, wenn meine Schülerinnen im ganzen Corpus soviel Grazie hätten, wie du in einer Fußspitze, wär' ich zufrieden."

Auch heute erwachte sie bei ihrer Hantierung aus dem schweren Grübeln. Das Rascheln des dürren Vorbeerkranzes, den „seine dankbaren Schüler" dem guten Wiedengert einst verehrt hatten, gab den Anstoß dazu. Wie stolz er ihn bekundete! Er hatte die Schicksalsmächte nie gekannt! Frau Wiedengert war als geistig beibegabte Natur ihrem Gatten stets überlegen gewesen. Aber auch sonst war sie, die Tochter eines alten Organistengeschlechts, herabgestiegen, als sie den Tanz-, Fecht- und Anstandslehrer heiratete. Bis zur Tollheit liebte er das blühhübsche, feine Mädchen, das fern vom Elternhause, als geschickte Klavierlehrerin allein in Leben stand. Und sie erblickte darin einen Wink des Schicksals. Zu gleicher Zeit hielt ein junger Kaufmann um sie an, den sie bevorzugte. Dennoch nahm sie den feingeschleiften Tanzlehrer. Sie hatte das Gefühl, daß er durch sein Metier ein Außenseiter sei, der im Notfalle ihrer Nachsicht üben könne und werde, als einer, der einen bürgerlichen Beruf ausübt. Ein Tanzmeister hüpft sicherlich leicht über etwas hinweg, worüber ein anderer stolpert. Vielleicht hatte er gar eine wunde Stelle in seinem Leben, oder bedurfte des Haltes einer linden Frauenhand. Aber siehe! der gute, beschränkte Wiedengert war in seinem Denken und Tun so korrekt wie sein leuchtend weißer, schmaler Diplomatenscheitel und seine etwas steifen pas. Und die junge Frau verlor mehr und mehr den Mut, sich durch ein Bekenntnis von ihrer Angst zu befreien, die je mächtiger wurde, je mehr sie sich von der Unantastbarkeit ihres Gatten überzeugte, der sich manchmal artistenmäßig leichtfertig geberdete und doch nicht den geringsten faux-pas zuwege brachte. Manchmal glaubte sie gar, ihn zu haffen, wie der unter einer Bürde Seufzende den haßt, der frohen Mutes, jeder Last ledig, seine Straße zieht. Und öfter, wenn bei einem unbekannten Schritt auf der Treppe, bei dem Klang einer fremden Stimme im Korridor, oder wenn ein Brief von ungewöhnlichem Aussehen einlief, die Angst vor Entdeckung die junge Frau innerlich schüttelte, hatte sie gerade den Wunsch, ihren Gatten einer Schuld zeihen zu können. Dann, nach drei Jahren kam das erste Kind, die Liese, zwei Jahre später der Junge. In Frau Wiedengert wuchs mächtig das Verantwortlichkeitsgefühl empor. Nun dankte sie Gott für den unansehnlichen Charakter des Vaters ihrer Kleinen und nahm ihre Schuld mit allen Folgeerscheinungen als Anlaß zur eigenen Verinnerlichung und Heranbildung ihrer Kinder zu fest in sich beruhenden und doch liebevollen Menschen. Wenn dies Werk einst vollendet sein würde, dann sollte es für sie bei Gatten und Kindern um Absolution bitten, dann wollte sie wahrhaft glücklich in der Ihren Liebe sein, die sie fortan ohne Lüge genießen dürfte.

Das war Frau Wiedengerts große Hoffnung.

Aber auf halbem Wege zum Ziel starb ihr der Gatte. Nun zeigte sich, was an ihr war. Die Witwe mußte wieder Stunden geben. In der blühenden Provinzstadt, wo man Wiedengert sehr geschätzt hatte, fand sie auch bald einen Wirkungskreis. Aber kümmerlich, sehr kümmerlich blieb's immer, die

Gedenktage der Woche.

21. Juni 1813 Schlacht bei Vittoria.
1849 Schlacht bei Waghäusel.
22. Juni 1527 Staatsmann u. Historiker Machiavelli †
1767 M. v. Humboldt *
1815 Napoleons zweite Abdankung.
23. Juni 1758 Sieg der Preußen bei Krefeld.
1848 Arbeiteraufstand in Paris.
24. Juni 1859 Sieg der Franzosen und Sardinier über die Oesterreicher bei Solferino.
1866 Schlacht bei Custozza.
1894 Präsident Carnot ermordet.
25. Juni 1530 Uebergabe der Augsburgischen Konfession.
1807 Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander auf dem Niemen.
1904 Dichter Wilh. Jordan †
26. Juni 1830 Georg IV. von England †
1866 Gefecht bei Hühnerwasser.
27. Juni 1792 Preußens Kriegserklärung an Frankreich.
1866 Schlachten bei Nachod und bei Langensalza.

Stunde zu fünfundsiebzig Pfennig bis zu eine Mark! Damals gab's kein gemütliches Staubwischen, wie heute. Da ging alles prestissimo. Früh heraus, husch, husch, die Kinder auf den Trab gebracht, Liese zur Modistin, Hellmut, den künftigen Eisenhauer, als geschickte Klavierlehrerin allein in der Wohnung mit in der Werkstatt, schnell die bescheidene Wohnung mit den alten, großväterlich Wiedengertschen Möbeln geordnet und dann Kinf ans Verdienen.

Mit den Kindern verband sie eine immer größere Liebe, je mehr sie die Tapferkeit der Mutter begriffen. Bei Liese, der das Verständnis für Frauenmut im Blute lag, gesellte sich bald der Stolz auf das „Aparte" im Wesen der Mutter hinzu, Hellmut, der ein stiller Träumergeist war, fühlte sich ihr innig wesensverwandt.

Dann kam der Ruf der in ihrem Fach genialen Liese als Pyhdirektrice in die Großstadt, wo auch Hellmut, der ungemein Tüchtige und Ideenreiche, rasch Beschäftigung fand.

Die Angst vor Entdeckung ihrer Irrung quälte Frau Wiedengert jetzt seltener. Hoch darüber hinaus war der Wunsch gewachsen, mit ihren Kindern als Menschen von dem zu sprechen, was so furchtbar und fruchtbar in ihrem Leben gewesen war. Ja, sie erkannte es genau, was gebolfen hatte, sie zu dem zu formen, was sie war.

Sie trat aus der altväterlichen Stube in den niedlichen Raum, den ihre Tochter sich mit gutem Geschmack und Sinn für Gediegenheit eingerichtet hatte.

„Sind sie wohl die Menschen, mit denen ich reden kann?" schoß es ihr wieder einmal zweifelnd durch den Sinn, als sie sich dem Schreibtisch zuwandte, bei dem sie ihr Säuberungswerk hier zu beginnen pflegte.

Aber hatte Liese sich neulich nicht herzlich mitleidig über einen armen, alten Mann gebäuert, der im Walde ein Scheit Holz gestohlen? Hatte Hellmut nicht milde, verstehende Worte für einen jungen Menschen gehabt, der in Erfinderdrang Rohmaterial aus der Werkstatt entwendet hatte, das er sich nicht kaufen konnte?

Und wie sollte sie von ihrer Schuld beginnen? Wartete sie, bis der Zufall eine Gelegenheit herbeiführte oder packte sie das Schicksal bei den Schultern?

Sieh, da hatte Liese wieder ihren Ring liegen lassen! Man merkte, daß er nur von Muttern kam, nicht vom Herzallerliebsten. Frau Wiedengert lächelte nachsichtig und zog eine der kleinen Schubladen auf, um das Schmuckstück hineinzulegen. Einen Augenblick stand sie wie gelähmt. Dann streckte sich ihre Hand mechanisch nach dem blitzenden Gegenstand aus, der in dem Kästchen lag. Und die schmale, zitternde Hand blieb da liegen, während in Sekunden zusammengedrängt, ihre Schuld in lebhaften Bildern vor ihr stand.

Sie sah wieder den Sonnenstrahl des Vorfrühlingstages über den harten, runzligen Händen der Mutter liegen, die ihr jeden verdienten Pfennig, bis auf ein kleines monatliches Taschengeld, abnahm. Sie bat die Mutter um einen Vorschuß.

Vorschuß gewähren, heiße die Liederlichkeit unterstützen. Der Monat sei gleich zu Ende, sie solle mit ihren Ausgaben warten.

Und die runzligen Hände, auf die das junge Mädchen starrte, verschwanden aus der Sonne, denn die Mutter wandte sich ab.

Dann die Not leidenschaftlicher, aussichtsloser Sehnsucht erster, heißer Liebe. Ach, sie hoffte ja nicht, sie wünschte nicht einmal, es wäre zu vermessen gewesen. Nur, Aug' in Auge, sehen den Geliebten, einmal ihn sprechen!

Der junge, reiche Mensch, eine vielumworbene, glänzende Erscheinung, war nach langer Abwesenheit unverhofft in der Vaterstadt erschienen, um den heimischen Karnewal mitzumachen. Sich ihm vermummt auf dem Maskenball zu nähern, ein kurzes Gespräch mit ihm zu tauschen, war ihr nicht zu beschwichtigendes Verlangen. Drei Tage lang grübelte sie, woher die nötigen fünf Mark für Dominowiete und Eintritt kommen sollten. Seelische Keuschheit verbot ihr, sich einer Freundin zu offenbaren. Um Vorschuß durfte sie der Eltern wegen nirgends bitten.

So kam die furchtbare Klavierstunde in der Wohnung einer kleinen Schülerin heran. Die Mutter des Kindes trat gegen Ende des Unterrichts ein, um das Geld — aus dem Schreibtische zu holen. Im Spiegel sah die junge Lehrerin, daß die Frau aus einer Anzahl großer Silberstücke eines wählte.

So viel Geld, und für sie bedeuteten fünf Mark die Seligkeit!

Dann ging die allzeit Geschäftige und vergaß das Schuhzeug abzuschließen. Die Stunde war gerade aus, die Kleine verabschiedete sich, das junge Mädchen blieb allein. Neben dem Schreibtisch auf dem Stuhl lag ihr Hut, den sie hier auf- und absetzte, lagen ihre Handschuhe.

Nur fünf Mark! . . . Morgen bekam sie Geld, aber morgen war Aschermittwoch, da hatte es keinen Wert mehr für sie . . .

Wenn sie das Geld dort nähme . . . entliehe!? . . . Uebermorgen kam sie wieder. Da konnte sie es zurückbringen, irgendwo hinlegen . . .

Die Hand glitt nach dem Schlüssel.

Morgen ging der Geliebte fort — sie sah ihr vielleicht nie wieder . . . .

Das Fünfmarkstück, ganz neu und blank, gleißte in ihrer Hand.

Dann fühlte sie, mehr als sie es sah, die Gardine an der Tür zum Hausflur sich bewegen. Die Frau stürzte herein, die ihr als Mutter lauter häßlicher Töchter nie gewogen gewesen war. Sie erstattete Anzeige. Die junge, nicht vorbestrafte Diebin wurde mit Vorbehalt freigesprochen.

Frau Wiedengert schauderte in der Erinnerung und in Angst vor dem, was sie soeben entdeckt hatte. Im Schubfach lag eine zierliche Geldbörse aus Silbermaschen mit fünf Goldstücken darin. Gestern war Zahltag gewesen. Die Tochter hatte, bis auf zwanzig Mark, die sie als Taschengeld behielt, der Mutter alles abgeliefert. Auch was nicht in den Haushalt floß, wurde von ihr verwaltet.

Der Zusammenhang war so furchtbar einfach: Eine der reichen Damen, die zu Liese in das vornehme Modehaus kamen, hatte das Geld verloren, und ihre Tochter hatte es sich angeeignet.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140621029/fragment/page=0001

Niemals war Frau Wiebengert der Gedanke gekommen, sie könne ihren Kindern Neigung zur Unehrlichkeit vererbt haben. Fühlte sie doch ihre Tat ihrem eigenen Wesen fremd. Hätte sie damals nie Zeit gehabt, der Versuchung hätte sich gewiß die eingeborene Ehrenhaftigkeit entgegengesetzt.

Der Seelennot gegenüber, in der sie sich jetzt befand, schien alles Frühere belanglos. Der Traum vom großen, starken Menschentum der Kinder, das verstehend die Schuld der Mutter auf seinen Grund sinken ließ, trat zurück vor der Angst, es könne ihnen an der bloßen, blanken, bürgerlichen Ehrlichkeit fehlen.

Mit zitternden Händen bereitete sie das Mahl und wartete mit Bangen und Sehnsucht die Mittagszeit heran . . . Sie war in den zwei Stunden eine alte Frau geworden.

„Gott, Mutter, wie siehst du denn aus?!“

Diese war ein großes, schönes Mädchen, das unverkennbar seinem stattlichen Vater glich. Aber ihr Gesicht war von Intelligenz durchblitzt. Wortlos sah Frau Wiebengert die Börse aus der Tasche.

„Ja, was denn?“ fragte das Mädchen verständnislos und fügte ärgerlich hinzu: „Wie kommst du auch dazu, Mutter? Du solltest sie nicht sehen.“

„Ja, Liese, hast du denn gar kein Empfinden für das Schreckliche deines Tuns?“

„Die Dame ist sehr reich, Mutter. Ich muß immerhin mein Brot verdienen. Weshalb sollte ich den Finderlohn nicht nehmen, der keineswegs zu hoch bemessen ist?“

Frau Wiebengert verstand mühsam: Ihre Tochter hatte irgendein Wertstück gefunden und abgeliefert und von der erfreuten Empfängerin die zierliche Börse mit hundert Mark erhalten. Sie war einer Ohnmacht nahe gewesen, jetzt kamen langsam Leben und Farbe wieder.

„Ich wollte dir das hübsche Ding zum Geburtstag schenken. Für meine Riesenpfoten“ — sie streckte die große, wohlgeformte Hand hin — „ist es ja doch zu klein. Aber ich verstehe nicht, wie du dich darüber so aufregen konntest.“

Die Blicke von Mutter und Tochter ruhten einen Augenblick lang fragend, antwortend, verstehend ineinander.

„Pfui, Mutter, daß du das von mir denken konntest! Ein anständiger Mensch tut doch so etwas nicht. Keinen Bissen bringe ich heute hinunter!“

Nun kam auch Hellmut mit seinem hübschen, blassen Denkergesicht herbei. Betreten fragte er, was es gegeben habe.

„Mutter dachte, ich hätte gestohlen“, sagte das Mädchen bloß vor Erregung.

„Sind wir nicht alle Menschen, die irren können?“ fragte zitternd Frau Wiebengert. „Habt ihr euch neulich nicht selbst nachsichtig über Menschen geäußert, die geirrt haben?“

„Ja, Mutter, aber für uns sehne ich das ab. Für uns . . . großer Gott, wenn so etwas geschähe, ich erträg's nicht!“ Der junge Mensch bebte förmlich vor Entsetzen . . .

Da erhob sich, vorerst mehr gefühlt als gewußt, eine Schranke zwischen Frau Wiebengert und ihren Kindern, an der ihre Seele ein Grab für ihren großen Traum grub.

Dann aber kam die Resignation: Man muß nicht zu viel vom Schicksal verlangen. Es ist gut so.

Der Ring.

Skizze nach dem Englischen des **Morton Lewis.**
Deutsch von **Louis Kukol.**

Sie trafen sich ganz zufällig auf einem Ball bei Gräfin Stahnsburg. Förster war erst vor drei Wochen aus Südamerika zurückgekommen, und seinen Erfolgen, von denen die Zeitungen voll waren, verdankte er diese Einladung; denn die Gräfin war sehr vorsichtig bei der Auswahl ihrer Gäste. Förster aber, der, wenn er gewollt hätte, zum Präsidenten des kleinen südamerikanischen Staates gewählt worden wäre, konnte dem Feste durch sein Erscheinen geradezu eine pikante und interessante Note geben.

Er sah „sie“ nach dem dritten Walzer und erkannte sie sofort, trotzdem fünf Jahre seit ihrem letzten Zusammensein verflossen waren.

Er ging auf sie zu und fragte: „Sie entsinnen sich meiner?“

„Natürlich“, antwortete sie, ihm die Hand entgegenstreckend, „ich habe von Ihrer Rückkehr gehört, aber ich wußte nicht, daß ich Sie hier treffen würde.“

„Denken Sie ich?“ Er nahm ihre Tanzkarte mit einer Selbstverständlichkeit, als wären die fünf Jahre der Trennung nicht gewesen, und schrieb seinen Namen ein. Darauf sprach er noch ein paar gleichgültige Worte und verabschiedete sich, um mit einer anderen Dame zu tanzen. Sie sah ihm nach, als er den Saal durchschritt. Viel hatte er sich nicht verändert; er war etwas schlanker geworden, und sein Gesicht war sonnengebräunt.

„Wollen wir aussetzen?“ fragte er, als ihr Tanz zu Ende war.

„Wie Sie wünschen.“ –

Er führte sie in einen gemütlichen Winkel, fragte nach ihren Wünschen und setzte sich neben sie auf das kleine Sofa. Nach fünf Minuten plauderten sie in der altgewohnten Offenheit miteinander. Er vermied jegliche Anspielung auf das, was sie auseinandergerissen hatte, und erzählte frisch und anschaulich von seinen Erlebnissen und Erfolgen in fernen Ländern. Bei der Schilderung von verschiedenen

Glück.

Was jeder sucht und was so wen'ge kennen,
Wonach wir alle jagen stets und rennen,
Wofür selbst Greise glühen noch und brennen,
Glück, was ist Glück? Wer weiß es mir zu nennen?

Befriedigung? — Das Herz kennt keinen Frieden!
Und Ruhe? — Wem war jemals sie beschieden?
Freiheit vielleicht? — Doch wer ist frei hienieden?
Glück, was ist Glück? Wer hat es je entschieden?

Dem ist es Reichtum, jener nennt es Macht;
Dort grünt es einem in des Lorbeers Pracht,
Der findet es in wüst durchschwelgter Nacht,
Und dieser, wenn er sie beim Buch durchwacht!
Glück ist, was jeder sich als Glück gedacht!

Und träte einer nun zu mir heran,
Und spräche flehend: Beige mir die Bahn
Zum Glück, zum Glück, nach dem wir alle jagen,
Die Worte müßt' ich ihm zur Antwort sagen:

Erst liebe, was auch deine Neigung wähle.
Ein Weib, ein Kind, Kunst Wissenschaft, Natur,
Doch lieb' es ganz aus voller trunkner Seele,
Und leb' und web' in diesem einen nur!

Laß ganz aus dir des Ichs Gewußtsein schwinden,
Tauch' unter wie ins Meer in dein Empfinden,
Beglückend nur fühl' selber dich beglückt.
Gib ganz dich auf, und lerne froh entsückt,
Je mehr du gabst, nur reicher stets dich finden.

Dann schaffe, was es sei, nach deinen Gaben,
Ein Lied, ein Bild; treib' Handel, führ' den Pflug;
Doch mußt du hoch das Ziel gesteckt dir haben,
Und was du leistest, sei dir nie genug!
Laß nie die Kraft, den Willen dir erschlaffen,
Vom Bessern dich zum Besten aufzuraffen;
Nur wenn dein Geist nach Fortschritt ewig geizt,
Wenn ewig ihn Vollendung lockt und reizt,
Dann lebst du erst; es leben nur, die schaffen!

Und dann — dann stirb, denn besser nie erfahren
Der Liebe Glück, des Schaffens Drang und Lust,
Als sie verglimmen fühlen in der Brust,
Und traurig überleben, was wir waren.

Friedrich Halm.

Einzelheiten mußte sie lächeln. Er war doch noch ganz der liebe, offenherzige Junge von früher!

Als sie sich trennen mußten, fragte er: „Darf ich Sie einmal besuchen?“

„Haben Sie denn jetzt überhaupt Zeit für solch unnötige Besuche?“ Sie errötete unter seinem Blick.

„Sie wissen sehr gut, daß ich dafür Zeit genug habe. Ich möchte mich gern einmal recht lange mit Ihnen unterhalten, und hier geht es doch nicht.“

„Dann kommen Sie, bitte, morgen, wenn es Ihnen paßt.“

„Um halb fünf?“ Er hielt ihre Hand einen Augenblick fest.

Das Blut schoß ihr ins Gesicht. In diesem Augenblick wurde es ihr zur Gewißheit, was sie seit fünf Jahren geahnt hatte: — daß sie einen schweren Mißgriff getan hatte.

Sie lehnte sich zurück und blickte zum Fenster hinaus. Aber sie sah nichts als den weiten, öden Weg, den sie in den letzten Jahren gegangen war und den sie weiter gehen mußte, da sie selbst ihn gewählt hatte. —

Pünktlich auf die Minute stellte sich Förster am anderen Tage ein. Frau Neuburger saß im Empfangszimmer, als er eintrat. Sie erhob sich. Während sie ihm die Hand entgegenstreckte, kam ihr der Gedanke, ob sie nicht eigentlich recht verkehrt handelte, indem sie „ihn“, der für sie doch verloren war, bei sich empfing.

Während sie den Tee nahmen, sprachen sie über gleichgültige Dinge. Als das Mädchen abgeräumt hatte, sah Förster sich in dem halbdunklen Raum um.

„Solch ein Zimmer kann nur Ihnen gehören“, sagte er.

„Wieso? Mein persönlicher Geschmack ist doch bei der nicht so sehr zur Geltung gekommen.“

„Es ist so gemütlich hier. Ein richtiges Ruheplätzchen.“

Frau Neuburger seufzte leise. „Sie wissen nicht, welche Bedeutung dieses „Ruheplätzchen“ für mich hatte!“

Förster sah zur Decke hinauf. „Ich weiß es, Martha, und ich bin tiefbetrübt. Bis vor ein paar Tagen wußte ich nicht, was für ein Fehlgriff Ihre Heirat war.“

„Es war meine eigene Schuld“, sagte sie, sich abwendend. „Warum ließ ich mich blenden, und warum habe ich den „Rechten“ laufen lassen?!“

„Also ein „Rechter“ war da?“ fragte Förster und suchte ihren Blick. — „Aber warum halten Sie sich jetzt nicht an den „Rechten“? Ihr Gatte hat Ihnen doch, weiß Gott, genug Gründe für eine Scheidung gegeben! Oder hält der andere etwa nicht mehr zu Ihnen?“

„Er wußte nichts. Ich konnte ihm nicht schreiben oder ihm davon erzählen.“

Förster stand auf. „Wer ist das? Kenne ich ihn?“

„Bitte — fragen Sie nicht!“ antwortete sie und starrte vor sich hin.

Ein leises Zittern in ihrer Stimme verriet dem Mann alles. Er sank vor ihr auf die Knie und stammelte:

„Martha — Martha —“

„Bitte!“ sagte sie und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Wenn ich das gewußt hätte!“ sagte er — und die ganze Trostlosigkeit der letzten fünf Jahre kam in diesen paar Worten zum Ausdruck.

„Das hätte nichts geändert“, sagte sie traurig lächelnd, „der Fehler liegt auf meiner Seite.“

„Martha — hast du mich lieb?“

„Ja, Liebster“, antwortete sie leise. „Ich habe dich immer lieb gehabt; aber in einer Stunde entsetzlicher Verblendung wählte ich den andern. Weiß Gott, ich habe meinen Irrtum schwer genug büßen müssen. Zu spät erkannte ich, daß er alle Eigenschaften besaß, die ich bei einem Manne hasse. Ihm galten alle Frauen gleich. Zuerst vergab ich ihm, aber — vier Monate nach unserer Hochzeit trennten wir uns.“ Sie sah stolz auf. „Ich ertrug das Zusammenleben mit diesem Manne nicht.“

Förster nahm ihre Hand und zog sie an seine Lippen . „Du wirst dich doch jetzt scheiden lassen? Wir haben lange genug gewartet, Martha. Das Glück steht vor der Tür.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein“, antwortete sie, „so lange mein Mann lebt, gehöre ich ihm in gewissem Sinne an, und so lange er mit mir verheiratet ist, kann er keines anderen Weibes Leben zerstören.“

„Aber, Martha, denke doch an dich selbst — denke an mich! Ich ging fort, weil du mich abgewiesen hattest. Ich dachte, daß du einen anderen geheiratet hättest, da hielt ich es im Lande nicht mehr aus. Fünf Jahre habe ich gewartet — weitab vom Weltgetriebe. Du hast deinen Fehler gebüßt, Martha — das Glück wartet auf dich. Warum zögerst du? Ich würde dich glücklich machen!“

Sie lächelte und sah ihm offen ins Gesicht: „Das weiß ich, Paul!“

„Also, warum zögerst du? — Martha, wenn du wüßtest, was ich für ein Leben geführt habe, was es für mich bedeutet, ohne dich leben zu müssen! Martha, hast du kein Mitleid mit mir?“

Tränen standen in ihren Augen, als sie antwortete: „Liebster — ich kann nicht anders — so lange er lebt, bin ich vor Gott sein Weib —“

„Und doch liebst du mich?“

„Ja!“ stieß sie heftig hervor.

„Und du kannst deiner Liebe nicht dieses Opfer bringen? Du kannst dich von einem Manne, den du haßt, nicht scheiden lassen und mich heiraten?“

„Nein; meine innerste Ueberzeugung lehnt sich dagegen auf.“

Förster stand erregt auf, ging ein paarmal durchs Zimmer und blieb dann mit verschränkten Armen vor ihr stehen: „Ich weiß deine Ueberzeugung zu schätzen und bewundere dich; aber erscheint es dir nicht selbst, als ob du dich dein Gefühl für Recht und Unrecht etwas zu weit treibst?“

Die Frau schüttelte den Kopf. Förster wußte nicht, daß sie innerlich einen schweren Kampf durchmachte. Er brauchte jetzt nur den richtigen Beweis erbringen, um sie zu überzeugen.

„Für mich“, fuhr er fort, „ist nur die Liebe maßgebend. Ihr würde ich jedes Opfer bringen.“

„Du bist ein Mann“, sagte sie freundlich.

Einen Augenblick hatte er sich abgewandt; plötzlich drehte er sich zu ihr um: „Darf ich dir eine Geschichte erzählen?“

Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, fuhr er fort: „Bevor ich — ich darf wohl sagen — mir einen Namen gemacht hatte, verbrachte ich ein Jahr in einer Silbermine westlich von Rio. Ich arbeitete und hauste dort mit einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft aus aller Herren Länder. Einem der Männer schlug ich mich besonders an. Er lebte in einer Hütte allein mit seinem Bruder, einem bildhübschen, etwas zarten Jungen. Sanders war sein Name, unter dem der Mann sich bei uns eingeführt hatte, und sein Benehmen verriet, daß er einst bessere Tage gesehen hatte. Sein Bruder kam nie zur Ar-

beit, er war zu zart. Dafür machte er im Hause alles zurecht, und das verstand er ausgezeichnet.“

Frau Neuburgers Interesse war geweckt; sie hörte aufmerksam zu.

„Sanders war sehr nett zu seinem Bruder und sah ihm jeden Wunsch von den Augen ab. — Erlaubst du, daß ich rauche?“ — Er machte eine kurze Pause und zündete sich eine Zigarette an. „Ungefähr nach einem Monat oder so brach der Typhus in unserem Camp aus. Nur wenige wurden verschont. Sanders und sein Bruder lagen zur gleichen Zeit. Ich tat alles mögliche zu ihrer Pflege, aber unsere Hilfsmittel waren beschränkt. — Sie starben, Sanders zuerst, der Bruder ein paar Stunden später.

Ein Halbindianer und ich begruben sie. Dabei entdeckten wir, daß der Bruder — ein Mädchen war. Später fand ich einen Brief von Sanders, der alles erklärte. Er war verheiratet — unglücklich verheiratet.

Und dann war das eine Weib in sein Leben getreten. Seine Frau wollte sich nicht scheiden lassen. So bandelte er nach eigenem Rechtsempfinden; er nahm das Weib, das ihm vor Gott angehörte, zu sich und fuhr mit ihm nach Südamerika. Sie folgte ihm, wohin er wollte. Er hatte Unglück und landete schließlich in jener Silbermine. Sie verließ ihn nicht; da aber eine Mine kein Ort für Frauen ist, legte sie Männerkleidung an — — das nenne ich Liebe.“ Förster sah vor sich hin und fuhr leise fort: „Auf dem zweiten Finger der linken Hand trug sie einen Ring. Nach Sanders Beerdigung nahm ich ihn an mich, und — du kannst ihr nicht vorstellen, wie mir er geworden ist.“

Bei den letzten Worten hatte Förster etwas aus der Tasche gezogen; die Frau sah, daß es ein Ring war.

„Ist das dieser Ring?“ fragte sie.

„Ja.“

„Darf ich ihn einmal ansehen?“ Sie streckte ihre Hand aus.

Förster gab ihn ihr. Sie besah ihn ganz genau und drehte ihn zwischen den Fingern hin und her. Plötzlich stand sie auf, und der Ring fiel klirrend auf die Erde.

„Diesen Ring hast du der Frau vom Finger genommen — und — er — hatte ihn ihr gegeben?“ Ihr Gesicht war totenblaß. Ihre Augen weiteten sich, und ihre Hand fuhr ein paarmal über die Stirn. Sie sah aus, als wäre sie eben aus einem tiefen, schweren Traum erwacht.

„Ja. — Warum?“ fragte er erstaunt.

Sie trat auf Förster zu und reichte ihm beide Hände entgegen. „Weil“, sagte sie gedämpft, als müßte sie jedes Wort sich abringen, „weil — dieser Ring — meinem Manne gehörte. Er bekam ihn von mir — kurz nach der Hochzeit.“

Pierre Chateliers Schicksal.

Skizze von **Jacques Constant.**
Autorisierte Uebersetzung von **M. Doering.**

Gemessenen Schrittes wanderten die beiden Wärter auf dem vom hohen Mauern umgebenen Hof auf und ab, mit scharfen Blicken ihre Pfleglinge, die „Harmlosen“, beobachtend, die sich einzeln und auch in Gruppen zu zweien und dreien um die frühe Nachmittagsstunde im Freien ergingen.

„Nu sieh' dir doch nur den Jngenieur da drüben an, was der wieder für sonderbare Armbewegungen vollführt,“ meinte der eine der Aufseher, zu seinem Genossen gewandt, und wies nach der Mitte des Hofes hin, auf einen älteren Mann in Anstaltskleidung.

Der mit „Jngenieur“ bezeichnete Kranke bewegte eine Weile die Arme, sie auf- und niederschwingend, und versuchte dabei Luftsprünge auszuführen. Nach einer Weile lauerte er sich auf den Boden und zeichnete mit dem Finger allerlei Zahlen und arithmetische Figuren in den Sand. Dann sprang er plötzlich wieder auf und bedeckte laut aufschluchzend sein Antlitz mit den Händen. Man ließ ihn zunächst gewähren. Nur zwei der Anstaltspflegliinge näherten sich ihm, und sie allein schien er seines Vertrauens zu würdigen.

„O, diese Elenden,“ rief er ihnen entgegen. „Denkt euch nur, sie haben mir meine Flügel und meine Modelle dazu gestohlen.“

„Er hat wieder seine Anfälle“, sagte einer der Wärter, indessen der andere sich dem Jngenieur näherte und ihn brüsk anschrie: „Gib acht, daß du dir nicht bei deinen Luftsprüngen den Anzug zerreißt, sonst kommst du wieder unter die Dusche!“

Der entsetzter Blick traf den Wärter; und verschüchtert entschuldigte sich der so hart Behandelte: „Verzeihung, Herr Aufseher, ich will mich beherrschen. Aber der Zorn über die Ungerechtigkeit der Menschen hatte mich gegen meinen Willen überwältigt.“

„Na, na, was regst du dich denn so auf? Du kannst mir's ruhig sagen“, brummte der Wärter.

„Nein, nein, auf keinen Fall! Ich muß mein Geheimnis bewahren! Ich habe zu mächtige Feinde. Ich möchte dich nur bitten, mich beim Direktor zu melden. Es handelt sich um eine äußerst wichtige Angelegenheit. Bei Gott, ich schwöre dich: vertraue mir nur zu einer Unterredung mit dem Direktor!“ Der alte Mann hatte in demütiger, bittender Haltung die Hände des Wärters erfaßt und blickte ihn flehend an.

In etwas mildererem Tone als zuvor suchte der Pfleger den Patienten zu beruhigen.

„Du mußt dich bis später gedulden, dann macht der Direktor mit einem Besucher einen Rundgang durch die ganze Anstalt. Wenn du es geschickt anstellst, so wird er dich sicher anhören. Jetzt ist's Mittagszeit, da nimmt er niemanden an!“

Mit dem Glockenschlag drei Uhr betrat der Anstaltsdirektor an der Seite eines langen, hageren Herrn, der Notizbuch und Bleistift in den Händen hielt, den Hof und war alsbald von allen Seiten umringt. Für jeden hatte er ein paar freundliche Worte. Endlich war auch der Jngenieur, der mit zitternder Ungeduld beiseite gestanden hatte, an der Reihe.

„Nun, mein Freund, Sie wollen mich auch gern sprechen, was wünschen Sie denn?“

„Nur eine kurze Unterredung! — Fürchten Sie nichts, Herr Direktor, ich bin ganz vernünftig; nicht wahr, Herr Aufseher?“

„Davon bin ich überzeugt, aber ich habe nur einige Minuten zur Verfügung“, erklärte der Direktor. Und sein Begleiter, der lange Amerikaner, fügte hinzu:

„Schließen Sie sich uns an und sagen Sie uns, um was es sich handelt.“

Mit kleinen Schritten trippelte der Alte neben den beiden andern her und berichtete hastig, daß er am selben Morgen in einem älteren Zeitungsblatt von einem Flugkünstler namens „Wilbur Wright“ gelesen habe.

„Well. Das ist mein' Landsmann“, meinte der Amerikaner gleichmütig; und der Direktor ergänzte mit nachsichtigem Lächeln:

„Sie sind nicht ganz auf dem Laufenden, mein Lieber. Luftfahrzeuge gibt es schon seit mehreren Jahren, und der Bernd des Fliegers ist keine Neuerscheinung mehr.“

Der Patient entschuldigte sich. Während der Zeit seines Aufenthaltes in der Anstalt habe er nichts mehr von dem erfahren, was außerhalb der Mauern vorgehe. Um so mehr habe ihn die Nachricht von der Flugzeugerfindung interessiert, da er selbst mit einer von ihm erbauten Maschine früher Flugversuche unternommen habe. Er bat den Direktor, diese Tatsache durch eine Zeitungsnotiz der Oeffentlichkeit bekannt zu geben. Denn er, der langjährige Patient, sei doch somit der ursprüngliche Erfinder der Flugapparate.

Während er eifrig erzählte, sahen die beiden andern Herrn einander verständnisinnig an. Und der Direktor meinte schließlich:

„Gestatten Sie mir eine Frage: Erinnern Sie sich Ihres eigenen Namens und des Ortsnamens, wo Sie Ihre Flugversuche ausführten?“

„Mein Name? — — Ich — ich habe ihn vergessen“, stotterte der Gefragte verwirrt.

„Ja, mein Lieber, dann sagen Sie mir, was Sie anfangen wollen, wenn ich Sie aus der Anstalt entlasse, damit Sie Ihre Angelegenheit persönlich ordnen könnten?“

Maßloses, fassungsloses Erstaunen spiegelte sich in den Mienen des Patienten, und stockend, seufzend kamen die Worte über seine Lippen:

„Entlassen — frei — nach dreißig Jahren?! — Unmöglich . . .!“ Und schluchzend eilte er bis an das andere Ende des Hofes.

Mit ernster Miene wandte der Amerikaner sich an den Direktor: „Der Mann sprach merkwürdig logisch, will mir scheinen. Seine Erzählung hat mich mächtig gepackt. — Der Aermste gehört doch gewiß zu den ruhigen Patienten?!“

„Diesen Eindruck hat er auf mich auch stets gemacht; doch unser Oberarzt meint, ein plötzlicher Todesschreck sei bei Kranken dieser Art nie ganz ausgeschlossen. Im übrigen, wenn der Fall Sie interessiert, so will ich Sie mit seiner Geschichte bekannt machen. Begleiten Sie mich, bitte, ins Bureau.“

Im Registrationszimmer schlug der Direktor die Akten Nr. 2876 auf, und der Amerikaner las mit halblauter Stimme die Eintragung:

„Pierre Chatelier, 30 Jahre alt, Maschineningenieur, eingeliefert auf Veranlassung seiner Familie 10. Oktober 1883.“ Das von zwei Aerzten und einem Polizeikommissar unterzeichnete Gutachten lautete:

„Schwere Gehirnkrisen — typische Anfälle des Erfinderwahnsinns! Nr. 2876 leidet an der fixen Idee, sich mittels einer von ihm erfundenen Maschine vom Erdboden erheben und durch die Luft fliegen zu können! Der Zustand des Patienten ist um so gefährlicher, als seine Absonderungsfestigkeit einer gewissen Logik nicht entbehren.“

Der Direktor und der Amerikaner sahen einander an. Der gleiche Gedanke durchzuckte beide: „Alles ist möglich! Was vor dreißig Jahren in den Bereich krankhafter Hirngespinste verwiesen wurde, gilt heute als selbstverständliche Tatsache! Die Aviatik lieferte den unumstößlichen Beweis dafür!“

Der Amerikaner brach das drückende Schweigen: „Da liegt ja ein grausiger Irrtum vor! Dieser Mann ist nicht irrsinnig. Er gehört der Freiheit, dem Leben!“

Der Direktor bewegte mit dem Ausdrucke des Bedauerns das Haupt: „Er war es vielleicht nicht — aber jetzt ist er's geworden. — Nun ist's zu spät für ihn!“ Und mit unterdrückter Stimme fügte er, sich vorsichtig umblickend, ob auch kein unberufener Lauscher ihn höre, hinzu:

„Außerdem haben auch maßgebende Persönlichkeiten Interesse daran, daß er ein Irrsinniger bleibe!“

Beglückt, wer Treue rein im Busen trägt; kein Opfer wird ihn je gereuen.
Goethe.

Aus der Welt der Frau.

Treue im Kleinsten, macht die Treue dir leicht im Großen.
Lavater.

Plauderstündchen.

Von **Egid von Filek.**

Wohin bist du gegangen, du freundliches Plauderstündchen zwischen Mann und Frau? Ist es denn wirklich schon gar so lange her, als Vater und Mutter im traulichen Zimmer beim mitden Lampenschein beisammen saßen und leise flüsterten, um die Kinder nicht zu stören, die nebenan den festen, gesunden Schlaf der rosigen Jugend schliefen? Draußen lagen die Schleier der Nacht auf dem weiten Land, aber drinnen fielen die Schleier von den Seelen ab, einer nach dem andern, bis zum letzten. Und der Mann sprach von seinen Plänen und Unternehmungen, sprach von den Kindern, von ihren Anlagen, ihren Vorzügen und ihren Fehlern, von ihrer Zukunft; und Mutter erzählte vom Haushalt, von den süßen Dummheiten des Nestchens, von der gesunden Bildheit des Buben, von den ersten scheuen Regungen der Seele ihres ältesten Mädchens, die sie hütete und pflegte wie einen kleinen Vogel. Und vielleicht sprachen die Eltern auch von sich selbst; die Frau suchte und fand bei dem Gefährten ihres Lebens die geistige Anregung, die ihr so notwendig war, um in dem kleinlichen Getriebe der Haus- und Küchenangelegenheiten nicht den freien Blick für das Leben der Gegenwart zu verlieren; und der Mann war glücklich, wenn er Teilnahme und Verständnis für sein Werk seiner Lebensgefährtin finden konnte, mit der ihn der schmale Goldreif an seinem Finger verbunden hatte fürs Leben. Und gelegentlich geschah es wohl, daß die Frau sich zum Klavier setzte und die Melodie des Liedes durch das Zimmer klang, das die beiden einst selig gemacht hatte in der Zeit der jungen Liebe . . .

Gewiß, es gibt noch heute solche altmodische Leute, die das stille Glück im Winkel und den harmonischen Gleichklang der Seelen höher einschätzen als den lauten Erfolg und das klingen von Goldmünzen. Aber dergleichen Menschen zu finden, ist schwer. Sie sterben aus. Das wahnsinnige, amerikanische Hasten und Jagen nach Geld und Erfolg, dem unsere Zeit rettungslos verfallen ist, geht ihnen ans Leben. Wo ist heute der Mann zu finden, der seinem Familienleben einen geschäftlichen Erfolg zu opfern wagt? Wer seinem Chef sagt: „Ich kann diese oder jene besser bezahlte Stelle nicht annehmen, denn ich will mich meiner Frau und meinen Kindern widmen“, der begegnet ganz sicher einem Blick kühlen Erstaunens und jenem stummen Achselzucken, das unwiderruflich über seine weitere Karriere entscheidet. Nein, der Mensch von heute darf, zum mindesten offiziell, seine Familienpflichten mehr haben, wenn er vorwärts kommen will. Und vorwärtskommen wollen wir alle, ganz einfach deshalb, weil wir müssen.

Mag der Mann als selbständiger Unternehmer, als Beamter oder Angestellter den Lebenskampf für sich und die Seinen schaffen: überall peitscht ihn der maßlose Wettbewerb, die Rücksicht auf die Karriere oder die Konkurrenz zu immer größeren Anstrengungen auf. Um jeden Posten kämpfen heute Dutzende von Bewerbern. Müde, zerquält und erschöpft kommt er heim, nichts ersehnend als Ruhe, Ruhe um jeden Preis. Immer knapper wird die armselige Spanne Zeit, die er den Seinen widmen kann. Auch die Sonn- und Feiertage bilden keine Ausnahme von dieser traurigen Regel. Es kommen Freunde und Verwandte zu Besuch, man genießt in Hast eine Theater- oder Konzertaufführung; ist das die rechte Nahrung für die müde, gequälte Seele? Warum schafft unsere Zeit beständig neue Werte und hindert uns dabei systematisch, sie zu genießen?

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19140621029/fragment/page=0002